

Die Deutschen Kolonisten gegen den Kommunismus

Johann Lauer

Im Spätherbst 1917 brach in Nordrußland der Bolschewismus aus und stürzte die zeitweilige Regierung Kerenskis.

Die Folge hiervon war ungebremster Anarchismus.

Im Winter 1917/1918 mehrten sich im Norden von Odessa die Überfälle bolschewistischer Banden auf Dörfer und Güter. Dies war der Anlaß zur Gründung eines Selbstschutzes, der die deutschen und Russen zwischen dem Schwarzen Meer, Odessa, Dnjester und bis zur Station Vigoda (*1) hinauf umfaßte.

Die Vertreter aller Dörfer, die ich in meiner Eigenschaft als Oberschulze zusammengerufen hatte, nahmen die 11 Satzungspunkte, welche ich zusammen mit Viktor Hornbacher und mehreren Männern ausgearbeitet hatte, an und wählten mich zum Vorsitzenden und Organisator des Selbstschutzes.

Die Dörfer des ganzen Gebietes wurden in Reviere eingeteilt und jedem sein Platz für den Fall eines Alarms zugewiesen. So manches Dorf konnte auf diese Weise vor Ueberfällen bewahrt werden. Unsere Organisation hatte bald Gelegenheit, sich zu bewähren. Die 11 Punkte aber wurden zur Grundlage aller Selbstschutzorganisationen des Schwarzmeergebietes.

Schon im Dezember 1917 hatte der bolschewistische Terror in Odessa angefangen. Im Hafen lag ein Schiff der organisierten Bolschewiken, der „Almas“. Ein Schreckgespenst für jeden der nicht zu allem, was geschah, Ja und Amen sagte. Zu tausenden wurden Offiziere und geistliche Würdenträger auf den „Almas“ geschleppt, um entweder mit einem Stein am Halse im Meere zu verschwinden, oder lebendigen Leibes in einem Kessel mit heißem Wasser geworfen zu werden. Auch mich hatte man wegen der Organisation des Selbstschutzes für den „Almas“ ausersehen.

Im Januar 1918 bekam ich einen Brief mit der Weisung, an einem bestimmten Platz in der Nähe vom Schlachthaus, eine größere Geldsumme zu hinterlegen, widrigenfalls mein Leben bedroht sein würde. Ich schenkte der ganzen Sache jedoch keine Beachtung. An einem Abend nun, als ich gerade mit meiner Frau zur Bibelstunde gehen wollte, wurde ich ins Gebietsamt gerufen. Vor dem Gebäude stand ein unbeleuchtetes Auto. In der Kanzleistube wurde ich von einem Juden begrüßt, der vorgab, Doktor zu sein, in Deutschland studiert zu haben und vom Soldatenrat Rumscherot (*2) zur Kontrolle der Mühlen geschickt worden zu sein. Ich verlangte sogleich seine Ausweispapiere, die ich nach der Prüfung mit der Bemerkung zurück gab, daß sie für mich keine Gültigkeit hätten. Hierüber empörte sich der Jude, beruhigt sich aber, als ich mich bereit erklärte, mit ihm zur Besichtigung meiner Mühle gehen zu wollen. Er forderte mich auf, in seinem Auto Platz zu nehmen. Eine innere Stimme hieß mich, dies abzulehnen. So mußte der Jude mit mir zu Fuß bis zu meiner Mühle gehen. Als wir meinen Hof betraten, sprang der Jude plötzlich mit dem Bemerken, daß ich ein Burjui (*3) sei, vor mich hin. Meine Rechte umklammerte schon den Revolver, den ich immer bei mir trug. Hätte der Jude nur den geringsten Versuch gemacht, von der Waffe Gebrauch zu machen, wäre er eine Leiche gewesen. Mein Nachtwächter trat hinzu und so setzten wir unseren Weg fort. In der Mühle angekommen, zeigte sich der Jude wenig sachverständig

und kroch auf den zweiten Stock, wo er in seiner Aufregung hin und her spazierte. Sein Plan, mich zu entführen, war durchkreuzt. Beim Verlassen der Mühle wurde mein Name gerufen. Ich meldete mich. Der Jude fragte mich erregt nach der Ursache dieses Rufens. Ich erklärte ihm, daß wir organisiert und zur Abwehr jeden Angriffes bereit seien und ließ ihn auch nicht im Zweifel darüber, daß wir jedes Auto, das ohne Licht fahren würde, beschießen werden. Das ganze Dorf befand sich auf den Beinen. Später erfuhr ich die Ursache hierfür. Man hatte im Rohr des Baches Soldaten bemerkt, die offenbar zu meiner Entführung mitgekommen waren.

Die Visitation der zweiten Mühle bei Eßlinger war nur noch Formsache, der Jude beschleunigte seinen Abschied. Im Mai wurde von österreichischen Soldaten ein Bolschewik angeschossen und nach Odessa verbracht. Vor seinem Tode bat er, man möge mir mitteilen, daß er damals bei dem mißlungenen Entführungsversuch mit dem Gewehr neben dem Wagenlenker gesessen war. Er müsse jetzt sterben und bäte mich um Verzeihung.

Im Februar 1918 wollte mich ein bolschewistischer Offizier auf den „Almas“ bringen, weil ich eine von ihm geforderte Heumenge als eine für die Gemeinde untragbare Abgabe abgelehnt hatte. Ich antwortete dem Bolschewiken, daß mich niemand auf den „Almas“ brächte, da wir genügend organisiert seien und uns verteidigen könnten. Auch weiterhin konnte eine größere Anzahl Ueberfälle durch unsere Bereitschaft vereitelt werden.

Kleinliebenthal wurde im Frühjahr 1918 eines Abends, als die Leute von der Feldarbeit nach Hause kamen, von einer aus Arbeitern und Gymnasiasten bestehenden Kommunistenbande überfallen. Man wollte die besten Pferde aus dem Dorfe wegführen. Telephonisch wurde der Vorfall sogleich nach Großliebenthal berichtet. Sofort wurde die Selbstschutzmansschaft alarmiert, und im Galopp ging es dem vier Kilometer entfernt gelegenen Nachbardorf zu. Vor Kleinliebenthal angekommen, ließen wir unsere Pferde unter Bedeckung zurück und gingen 50 Mann stark, in das nächtliche Dorf. Im Gemeindehaus verhandelte ein betrunkenener kommunistischer Kommissär wegen der Pferdeablieferung. Nachdem meine Leute der Tür des Gemeindehauses gegenüber Aufstellung genommen hatten, ging ich hinein. Der an der Tür stehende Posten machte mir dabei, als dem Präsidenten des Gebietes, keine Schwierigkeiten. Hinter einem Tisch saß der Kommissär, der mich in aufdringlicher Art zu begrüßen versuchte. Ich schenkte ihm keine Beachtung und fragte, wer hier die Pferde nähme. Ein junger Mann trat aus der Menge der die Stube füllenden Bolschewiken hervor und überreichte mir ein Erlaubnisschreiben. Als ich ihm dieses mit der Bemerkung seiner Ungültigkeit zurückgab und die Eindringlinge für verhaftet erklärte, fiel draußen ein Schuß. Einer meiner Leute stürzte herein und meldete mir den Tod eines Menschen, von dem nicht feststand, zu wem er gehörte.

Ich unterbrach sogleich die Verhandlungen und begab mich auf die Straße, wo der Angeschossene röchelnd im Staube lag. Kriechend näherte ich mich dem Sterbenden, den ich als einen Bolschewiken erkannte. Als ich so weiter bis zu meinen Leuten gekommen war, erfuhr ich, daß der Posten den Versuch ihres Eindringens in das Gemeindehaus habe verhindern wollen, was er mit seinem Leben bezahlte.

Die im Gemeindehaus versammelten Bolschewiken drängten auf die Straße nach, und leicht hätten unsere Leute sie niederknallen können. Um Blutvergießen zu vermeiden, trat ich vor und überzeugte die Bolschewiken von ihrer verhängnisvollen Lage. Nachdem ich ihnen den Schutz ihres Lebens zugesagt hatte, ergaben sie sich. Sie wurden unter Bewachung nach Großliebenthal gebracht und dort erst entwaffnet. Als mir mit der ungefähr 60 Köpfe

zählenden Bande durch unseren Wald kamen, glaubten sie, ihre letzte Stunde habe geschlagen. Mit meinem Wort hatte ich mich jedoch für ihr Leben verbürgt, und so kamen sie wohlbehalten in Großliebenthal an. Telephonisch unterrichtete ich das zuständige kommunistische Regiment über den Verbleib eines Teiles seiner Leute: Am Mittag des nächsten Tages traf der Regimechef höchst persönlich zur Befreiung seiner „Soldaten“ ein. Er kam ins Gebietsamt, schrie mich an und fragte mich, mit welchem Recht ich seine Leute eingesperrt hätte. In meiner Antwort ließ ich ebenfalls an Tonstärke nichts zu wünschen übrig und machte ihn darauf aufmerksam, daß ich Wirt in Großliebenthal sei. Ich schickte ihn zu seinen Leuten ins Gefängnis, wo jene ihm erklärten, daß sie ihr Leben nur mir zu verdanken hätten. Darauf kam er wieder zu mir zurück und entschuldigte sich. Er habe sich die Gefangennahme anders vorgestellt. Die Gefangenen wurden freigelassen und zur Untersuchung des Todesfalles sollte von beiden Parteien je eine Kommission entsendet werden.

Zwei Tage später kamen ein Landsmann und ich mit zwei Vertretern des Regiments in der Kanzlei von Kleinliebenthal zusammen. Wir hatten soeben mit den Verhandlungen begonnen, als mir heimlich gemeldet wurde, daß große Heereshaufen von Bessarabien her, über Ovidopol, herannaheten. Ich schlug sofort eine Vertagung der Verhandlung vor und begab mich eiligst nach Großliebenthal. Dort berichtete mir ein gewesener Offizier, der auf einem Motorrad vorausgefahren war, daß eine große Armee auf das Dorf zukomme, die Großliebenthal aus der Rache für die in dem deutsch-bessarabischen Dorf Sarata erlittene Niederlage zusammenschließen wolle. Und blieb nur eine kurze Galgenfrist. Sofort gab ich den Befehl, Lebensmittel zu sammeln und Essen zu kochen. In einer Stunde wurden 23 Pud (1 Pud: 16 Kilo) und 1000 Brote gesammelt. Ich selbst entschloß mich, zusammen mit dem Schulzen Zwicker, den Herannahenden entgegenzureiten. Nach einem Ritt von 8 Kilometern trafen wir auf den bolschewistischen Stab, der in seiner Uneinheitlichkeit ein komisches Bild bot: Matrosen zu Pferde, mit Kosaken=Piken bewaffnet, den Karabiner übergehängt und mit Patronenriemen umgürtet, machten wohl mehr als die Hälfte des etwa 50 Mann zählenden Stabes aus, der Rest bestand aus Soldaten und einigen Offizieren. Ich hieß ihn seinen Soldaten willkommen und bat ihn, bei uns zum Essen zu bleiben. Die Verantwortung für die hungrigen und müden Leute nahm ich auf mich und stellte ihnen unsere Häuser zum Ausruhen zur Verfügung. Die Herren vom Stab nahmen unsere Einladung freundlich auf und ihr Stimmungswechsel war offensichtlich. Die Stille während der Nacht zeugte von der Müdigkeit der Bolschewiken. Kein einziger Zwischenfall ereignete sich; unsere Selbstschutzleute hatten natürlich die ganze Nacht gewacht.

Noch in der Nacht erteilte ich allen umliegenden Dörfern die Weisung, Fuhrn für den Abtransport unserer „Gäste“ zu schicken. Auch Brot und Fleisch sollten sie mitbringen. Eine deutsche Armee war im Anzug, und so wurde unter den Bolschewiken die Angst vor Gefangennahme wach. Auf meinen Vorschlag hin wurden die Bolschewiken in die Gegend hinter Odessa geführt. Unsere Fuhrn waren fünf Stunden später alle wieder wohlbehalten zurückgekehrt. Die gute Gastfreundschaft hatte ihre Wirkung offenbar nicht verfehlt.

Nachdem wir uns unserer „Gäste“ entledigt hatten, sandte ich Reiter aus, welche auskundschaften sollte, wo die deutsche Armee wäre. In einem Dorfe vor Odessa trafen unsere Leute auf General Vogel, der mit hundert Lastautomobilen über Triaspol gekommen war. Meine beiden Kundschafter stellten sich General Vogel vor, der mir brieflich mitteilte, daß wir nunmehr ruhig schlafen könnten. Tags darauf rückten deutsche und österreichische Truppen in die Dörfer des Gebietes ein. Fortan konnte jeder seiner Arbeit wieder ruhig

nachgehen. Ein wahrer Segen nachdem wir von Dezember 1917 bis März 1918 fast täglich Überfälle und andauernde Alarmbereitschaft hatten.

Die deutsch-österreichische Besatzung ließ jedes Gebiet für sich arbeiten. Wir verwalteten das Unsere nach altem Brauch.

Die Hauptsache war die Ordnung. Von den Bolschewiken zeigte sich keiner.

Für die deutschen Soldaten war das Zusammentreffen mit deutschen Menschen in fremder Umgebung ein gewaltiges Erlebnis. Sie wunderten sich, daß wir uns so deutsch erhalten hatten und fühlten sich wie zu Hause. Wir unsererseits zeichneten aus Dankbarkeit und Anerkennung für den uns geleisteten Schutz Kriegsanzleihe. Ich ging mit gutem Beispiel voran und zeichnete 100.000 (hundert tausend) Rbl. Auch kannte unsere Dankbarkeit keine Grenzen, wenn es galt, die deutsch österreichischen Besatzungstruppen mit Lebensmittel zu versorgen. So versorgte Großliebenthal das 22. Pionierregiment mit Major Thimmermann und Hauptmann Hornberger an der Spitze, welches nach dem Zusammenbruch noch in Rußland hatte zurückbleiben müssen, drei Monate lang. Mit ihnen zusammen begingen wir das Weihnachten 1918.

Als Beweis unserer Gastfreundschaft deutschen Soldaten gegenüber möge ein Brief dienen, den ich im Jahre 1934 erhalten habe.

Giengen a. Brenz Deutschland, 18. 6. 34.

Lieber Herr Lauer, sehr verehrte Frau Lauer!

Wie glücklich bin ich, jetzt ihre Spur gefunden zu haben. Ihr Onkel in Schabo war so liebenswürdig, sie mir zu verschaffen.

Ist's nötig, daß ich mich vorstelle? Ich bin der deutsche Zugführer, den Sie im Spätherbst 1918 aufgenommen haben in Ihrem schönen Haus, dem Sie in zwei kurzen Tagen den Glauben an Deutschland wieder neu erweckt haben, den Sie in beispielloser Gastfreundschaft gepflegt haben wie einen Sohn!

Tausendmal habe ich in der Zwischenzeit um Sie gebangt. Wohl mußte ich annehmen, daß Sie Ihre herrliche Heimat in Großliebenthal verlassen mußten und dazu kam immer die große Sorge um ihr Leben. Jetzt weiß ich, daß Sie leben und habe den einen großen Wunsch, Ihnen ein Zeichen meines unauslöschlichen Dankes zu geben. Mit unendlicher Wehmut habe ich die traurige Nachricht vom Tode Ihrer lieben Tochter vernommen; wie hat mich jenes süße Kind entzückt damals! Sie muß damals gerade etwa 12 Jahre alt gewesen sein. Und etwas liebreizenderes als ihr Töchterlein habe ich im ganzen Kriege nie gesehen. Wenn ich in alten Briefen nachlese, dann finde ich nichts Ergreifenderes, als die Schilderung vom Haus des Oberschulzen von Großliebenthal, seiner sorglichen Gattin und seines sonnigen Töchterleins.

Meine früheren Versuche, Sie schriftlich zu erreichen, sind alle fehlgeschlagen und so fürchtete ich schon, Sie seien den bolschewistischen Mördern zum Opfer gefallen.

Jetzt erzähle ich Ihnen in Kürze, wie es mir in der Zwischenzeit gegangen ist: Nach dem roten Revolutionsdeutschland hatte ich nach Friedensschluß so wenig Sehnsucht, daß ich bei einer Freiwilligenformation im Osten Dienst tat, bis Februar 1919. Dann endlich fuhr ich heim, zu den sich sorgenden Eltern und Geschwistern. Mein Studium, der Theologie, wollte ich nicht weiter treiben und erwählte mir das Fach der neuen Sprachen. Studierte in Tübingen und

Leipzig, promovierte mit einer geschichtlichen Arbeit und ging in den Dienst der höheren Schule. Im Jahre 1924 verheiratete ich mich mit einer sehr lieben Deutschen, die mir im Laufe der Jahre fünf Kinder schenkte, lauter Söhne. Wir haben eine ausreichende Mietwohnung in diesem kleinen Städtchen das zwar früher freie Reichstadt war aber jetzt ganz ländlich geworden ist – dreitausendsechshundert Einwohner, schön gelegen auf der schwäbischen Alp, einem walddreichen Mittelgebirge. Viel Leben und viel Arbeit, aber schöne Arbeit bringen diese Buben im Alter von 1-9 Jahren.

Das neue Deutschland hat mehr Sinn für seine Brüder im Ausland als das frühere, und so kam mir durch einen glücklichen Zufall die Anschrift Ihres Onkels gleichen Namens in die Hand.

Ich kann nun die Hoffnung nicht los werden, daß wie Sie einmal als unsere Gäste hier haben dürfen. Ob Sie Ihr Geschäft nicht einmal für ein paar Monate anderen übergeben können?

Wenn ich irgendwas für Sie tun könnte, so wäre ich glücklich. Es ist mir unerträglich, zu denken, daß es Ihnen jetzt vielleicht schlecht geht und Sie Sorgen haben, die ich Ihnen tragen helfen könnte. Bitte schreiben Sie mir davon!

Ich grüße Sie mit meiner ganzen Familie sehr herzlich
Ihr dankbarer
Karl Günzler

Als im Herbst 1918 Deutschland zusammengebrochen war, wurden die deutsch-österreichischen Besatzungstruppen zurückgezogen, um dann durch Franzosen und Engländer ersetzt zu werden. Die Bolschewiken erhoben wieder ihr Haupt und fingen an sich zu organisieren. Auf zaristischer Seite bildeten sich die weiße Armee. Die Bolschewiken verwässerten jene planmäßig und hausten schrecklich unter dem Deckmantel der Weißen. Die Leute wurden allenthalben stutzig. Die gute Ordnung von einst war dahin. Die weißen Armeen arbeiteten unter der Schutzherrschaft der Engländer und Franzosen. Die Oberflächlichkeit der Weißen machte sich überall bemerkbar. Die Bolschewiken konnten das von Franzosen und Griechen, Polen und Teilen der weißen Armee gehaltene Odessa mit Leichtigkeit nehmen. Diese Truppen zogen von Odessa über Großliebenthal ab. Keiner wußte, weshalb Odessa preisgegeben wurde. Alle beteuerten aber, den Abzugsbefehl von den Franzosen erhalten zu haben. Dem Bolschewiken Manchno (*4) und Grigoriew war die Einnahme von Odessa nicht schwer gemacht worden. Man sprach von 3000 Mann, die Odessa im Frühling 1919 eingenommen haben sollen.

Mancho setzte sich in dem zwischen Odessa und Großliebenthal gelegenen Russendorf Tatarka fest, nach Futter und Lebensmittel schickte er in das zehn Kilometer entfernt gelegene Großliebenthal. Wer die Machno-Leute waren, möge folgende Begebenheit zeigen: Zwei Offiziere und ihr Diener waren beim Rückzug der Weißen aus Odessa im Dorf zurückgeblieben und hielten sich versteckt. Der jüdische Metzger, Leib Lerner, setzte ihnen die Bolschewiken auf die Spur, welche dann alle drei an die Pferdeschwänze banden und bis nach Tatarka schleiften. Dort wurden die noch lebenden, aber gänzlich verstümmelten Offiziere erschossen. Der Diener wurde befreit, konnte aber nicht mehr gehen. Größtenteils waren es Verbrecher. Da sie nirgends Widerstand antrafen, gaben sie vor über Bukarest Wien, Berlin nach Paris gehen zu wollen.

Anfänglich wurden wir mit ihnen gut fertig. Sie begnügten sich mit dem, was sie bekamen. Dreistenteils holten sie Fuhren voll Spreu, auf welche wir einen halben Sack Gerste schütteten und sie dann davonfahren ließen: durch des Wagens werde sich beides vermischen, war unsere Ansicht.

Die Gebietsverwaltung wurde beim Erscheinen Machnos aufgehoben. Jedes Dorf sollte sich selbst regieren. Zum Vorsitzenden des aus sechs Mann bestehenden Großliebenthaler Verwaltungsausschusses wurde ich gewählt. Verlangen die Machno-Leute Fuhren, so bekamen sie solche, wenngleich nicht die besten. Die Fuhren wurden von der ganzen Gemeinde getragen, um Verluste einzelner vorzubeugen. In unliebsamer Berührung mit den Bolschewiken brachte uns erst ein Bewohner des Dorfes. Fritz Höfner, der wegen Totschlag eines Landmannes ins Gefängnis gewandert und nach Ausbruch der „Freiheit“ zurückgekommen war. Dieser, der „Silberfranz“ genannt, bat mich eines Tages um einen Ausweis, um nicht mehr als Verbrecher erscheinen zu müssen. Mit dem gestempelten und mit meiner Unterschrift versehenen Papier machte sich der „Silberfranz“ auf den Weg zu Machno, dem er erklärte, daß ich der reichste Mann des Dorfes, dessen Vorsitzender sei. Machno verlangte sofort nach mir und schickte 40 Leute, mit Fritz Hörner an der Spitze nach Großliebenthal. Ich war gerade dabei, wieder einmal einen halben Sack Gerste mit einem Wagen Spreu zu vermischen, als der „Silberfranz“ mit den Bolschewiken auf den Gemeindegarten kam und mich mit den Worten: „Vot z vin“ (das ist er), als den Gesuchten bezeichnete. In Gegenwart der Bolschewiken machte ich ihm klar, daß er ein gemeiner Verräter sei und verglich ihn mit Judas.

Den Machno-Leuten aber sagte ich, daß man wisse, wer sie seien, wenn sie mit einem solchen Verbrecher ins Dorf kämen, und bedeutete ihnen, daß keiner lebendig vom Hofe kommen würde, wenn einer mich berühren sollte. Zwei der Leute zogen sich zur Beratung zurück entschuldigten sich daraufhin bei mir. Sie hätten nicht gewußt, wer der Mann sei. Man möge ihnen zu essen geben, dann würden sie in Frieden heimziehen. Außerdem baten sie mich, jemand an Machno zu senden, der den Vorfall berichten solle. Als zwei gewesene Zentralschüler des Dorfes Mancho erzählten, wer der „Silberfranz“ wäre, behauptete dieser, fast freudig überrascht, daß er, seinen ganzen Vorleben nach, eigentlich zu ihm gehöre. Meine Abgesandten entfernten sich, nachdem Mancho nochmals erklärt hatte, daß ich geholt werden müsse. Kaum aber hatten sie einen Kilometer zurückgelegt, als auch Manchos Reiter schon hinter ihnen herkamen. Man hatte versäumt, sie als Geißeln zurückzubehalten.

Die Schnelligkeit ihrer Pferde rettete sie.

Am Abend kam eine stärkere Abteilung Bolschewiken, mit einem Kommissär an der Spitze, ins Dorf. Der „Silberfranz“ war wieder bei ihnen. Da in so kurzer Zeit kein Widerstand organisiert werden konnte, entfernte ich mich mit meiner Familie vom Hause, welches ich verschloß. Meine Mühle arbeitete weiter und meine Leute behaupteten, daß ich abwesend sei. Der Kommissär ließ zwei Leute zu meiner Gefangennahme vor meinem Hause zurück und machte sich nach dem Besitztum des Stibor Marchozki, bei Karolina=Buganz, auf, von dem ihm der „Silberfranz“ erzählt hatte, daß dort Munition, ganze Kanonen und Lebensmittel zu finden seien. Nach dem Abzug der Bolschewiken, die eigentlich mich hätten gefangen nehmen sollen.

Diese Verhaftung soll ihrer Einzigartigkeit halber in allen Einzelheiten geschildert werden: Ich trat auf die beiden vor meinem Hause stehenden Soldaten zu und fragte, was sie wollten. Sie hätten den Befehl, den Wirt des Hauses gefangen zu nehmen, war ihre Antwort. Der bin ich, war meine Erwiderung, und meine Aufforderung an sie lautete: Sie mögen, wenn ihnen ihr Leben lieb sei, mir folgen. Die erstaunten Bolschewiken ergaben sich in ihr Schicksal und bemerkten, daß, wenn ich es so meine, sie mit mir gehen würden. Ich sperrte die

Gefangenen in den Versammlungssaal des Gemeindehauses ein und ließ die vier Mann zu ihrer Bewachung zurück. Und schon, während ich für ihr leibliches Wohl sorgte, schickte ich die „Zehnt=Männer“ mit einem besonderen Befehl im Dorfe umher. Um 12 Uhr in der Nacht wurde die ganze Gemeinde zusammengenommen und eine aus 11 armen Männern bestehende Kommission zur Führung des Dorfes gewählt.

Am nächsten Morgen kamen die Mancho=Leute unzufrieden von ihrem Streifzug zurück. Der „Silberfranz“ hatte ihnen zu viel vorgegaukelt. Und nun fanden sie in der Dorfkanzlei die 11 armen Männer, mit denen sie verhandeln mußten. Vom reichen Dorfvorstand, war also keine Spur mehr vorhanden. Nach mir wurde nicht weiter gesucht, denn die Gemeindevorsteher hatten dem Kommissär abgeraten, mit mir zusammenzutreffen. Die Mancho=Leute zogen sich nach Tatarka zurück, wo sie dicht an der Landstraße zunächst den „Silberfranz“ erschossen und dann den Vögeln zum Frasse auf dem Felde liegen ließen.

Mancho zog mit seinen Leuten ab, da er einsah, daß die Deutschen des Großliebenthaler Gebietes bereit waren, ihm die Stirn zu bieten. Er zog sich nach seiner hinter Odessa gelegenen Residenz Gulai Polea zurück und begann in den deutschen Dörfern des Jekaterinoslaver Guvernements Pferde und Federwagen zu requirieren. Unter den Russen fand er großen Anhang.

Trotzdem der Verband des Deutschen Schwarzmeergebietes die 11 Satzungspunkte unseres Selbstschutzes übernommen hatte, ließ dort jedoch Organisation, Einigkeit und Eindeutigkeit der Führung viel zu wünschen übrig.

Die Mancho=Leute spannten vor jeden deutschen Federwagen vier Konolialpferde und brachten auf den rückwärtigen Sitzen Maschinengewehre an. So zogen sie plündernd von Dorf zu Dorf. In einem deutschen Dorfe des Taurischen Guvernements schlachteten sie alle Männer bis auf 16 Jahre ab und warfen den Pastor Holloch und seinen studierenden Sohn in eine tiefe Schlucht.

Die Runde von solchen Taten zwang uns zu noch strafferen Organisation. In 10 Minuten mußte im Falle eines Alarmes alles bereit sein. In Großliebenthal allein hatten wir 300 Reiter. Die Munition hatten unsere bei Sarata geschlagenen Gäste zurückgelassen.

In Odessa bildete sich in dieser Zeit das dritte kommunistische Korps. Von Nordrußland kamen immer mehr organisierte Kommunismusregimenter.

Die von den Rumänen verfolgten Kommunisten Bessarabiens sammelten sich in Maiaki als Dnjester=Regiment (Pridnistrowski Polk) unter der Führung eines Matrosen vom berüchtigten „Almas“, namens Hontscherow. Ein aus Stara Zazaci, bei Akkermann in Bessarabien, stammender Deserteur, Scheremetieff, wurde politischer Kommissär. Der aus Kischineff (Bessarabien) stammender Haiduck, Gatowski, der seiner Umtriebe wegen in Odessa gesessen hatte und dessen Ketten beim Ausbruch der „Freiheit“ versteigert worden waren, kam auch dorthin. Er requirierte in den deutschen Gemeinden Freudenthal und Peterthal Pferde und schuf sich auf diese Art eine Reiterei. Hundert der besten Pferde waren von ihm „mobilisiert worden.

Am ersten Mai 1919 schickte er einen Kommissär nach dem 9 Kilometer von Großliebenthal entfernt gelegenen deutschen Dorf Marienthal, um Futter zu holen. Nachmittags um 2 Uhr kam ein Reiter von dort auf schweißbeflecktem Pferde nach Großliebenthal und ließ Alarm läuten. In 10 Minuten standen wir bereit. Der Reiter erklärte uns, daß in Marienthal eine

Bande mit der Durchsuchung der Häuser und Plünderung begonnen habe. Mit 50 bis an die Zähne bewaffneten Reitern machten wir uns auf den Weg. 10 Wagen folgten mit den Schützen und den Maschinengewehren. Als wir in Marienthal ankamen, waren die Neuburger, deren Dorf 4 Kilometer entfernt lag, und die Alexanderhilfer, ihr Dorf war 6 Kilometer entfernt gelegen, die nicht beritten waren, schon da.

Wir nahmen sogleich Fühlung mit ihnen. Ein Reiter brachte ihnen dahingehend Bescheid, abzuwarten, bis wir uns von der Sachlage selbst überzeugt hätten. Meine Reiter schickte ich in den nahen Wald. Ich selbst ritt mit 2 waghalsigen Großliebenthalern unter weißer Flagge und mit gesenkten Gewehren nach Marienthal hinein. Kaum waren wir bis zum sechsten Hause vorgedrungen, als uns auch schon Maschinengewehrfeuer empfing. Wir wandten uns einem Hofe zu, auf dem ich 2 Rotgardisten entdeckt hatte. Ich hatte soeben auf die beiden zu schimpfen begonnen und ihnen den Auftrag erteilt, ihren Vorgesetzten zu melden, daß ich zur Unterstützung der Angelegenheit gekommen wäre, als es rings um Marienthal zu schießen anfing. Die übrigen Rotgardisten hatten versucht, in Richtung auf Majaki zu entkommen. Die Neuburger und Alexanderhilfer hatten sofort das Feuer eröffnet, während die 50 Großliebenthaler Reiter die Verfolgung aufnahmen. Die 25 Mann starke Bande wurde gefangen genommen und nach Marienthal zurückgebracht. Der Kommissär war mit einem seiner Leute entkommen, während ein anderer erschossen wurde.

Aus dem benachbarten Alexanderhilf, wo ein rotes Regiment stand, waren der Regimentschef und einige Kommissäre, die das Schießen gehört hatten, angekommen. Ich übergab die Gefangenen, die ihr Leben nur mir zu verdanken hatten, bereitwillig und berichtete den Vorfall.

Vor Sonnenuntergang waren wir wieder in Großliebenthal.

Am 2. Mai wurde um 4 Uhr in der Frühe wieder Alarm geläutet. Marienthal wurde diesmal vom Majakier Regiment mit Kanonen beschossen. Ein Drittel unserer Reiterei verteilte sich auf Gruppen zu je 5 Mann. Alexanderhilf und Neuburg wurden von unserem Kommen unterrichtet. Auch Kleinliebenthal mußte ein Drittel seines Selbstschutzbestandes zu Hilfe schicken. Zwanzig Großliebenthaler Fuhren folgten uns mit den Schützen. Im Galopp ging es auf Marienthal zu. Als wir bis auf 2 Kilometer an das Dorf herangekommen waren, begrüßte uns der erste Kanonenschuß, der 100 Meter vor uns einschlug. Wir zerstreuten uns sofort und jagten ins Tal. Schon auf dem Wege waren uns Marienthaler Flüchtlinge, Greise, jammernde Frauen und Kinder entgegengekommen. Man beschieße ihr Dorf, war die einzige Antwort, die wir aus ihnen herausbekommen konnten.

Die Roten hatten sich am entgegengesetzten Ende des Dorfes verschanzt. Meine ganze Taktik lief darauf hinaus, sie zu umklammern, was uns auch gut gelang. Ein einziger Ausweg blieb ihnen noch, in Richtung Majaki. Kaum war ich ins Dorf hinunter gekommen, als meine Leute auch schon einen Gefangenen, den sie mit vielen Püffen bedachten und dem sie mit Erschießung drohten, anbrachten. Als er mich sah, fing er laut meinen Namen zu rufen: „Ivan Ivanowitsch, bitte befreien sie mich, man will mich erschießen“. Es war der politische Kommissär Scheremitieff, der vorgab, auf dem Wege zu mir gewesen zu sein, um ein Blutvergießen zu verhindern. Noch eine Woche früher hatte er mir und Eßlinger, allerdings hinter unserem Rücken, mit Erschießen gedroht, weil wir seiner Ansicht nach zu hohe Preise für das Mahlen nehmen würden. Auf seinem kleinen Pferde, mit dem fast am Boden schleifenden Füßen, bot der lange Kerl in seiner Angst einen Anblick, der unwillkürlich zum Lachen reizte. Er wußte, daß ich jederzeit zu Verhandlungen bereit war. Ich schickte sogleich

nach allen Seiten Verbindungsreiter aus und erteilte den Befehl, mit dem Vorgehen einzuhalten und auch nicht zu schießen. Meine Leute wollten, da sie unsere günstige Lage überblickten, von Verhandlungen nichts wissen. Trotzdem fragte ich, wer bereit wäre, freiwillig zu Hontscherow zu reiten; daß ich dabei sein müßte, war mir von Anfang an klar. Drei meiner Leute meldeten sich. Rechts ritt der Kommissär, links und hinter mir meine Leute mit der weißen Fahne. Wir ritten im Schritt der Stellung des Befehlhabers bei den beiden Kanonen zu. Als mein Schimmel von den Roten erkannt wurde, begannen sie zu rufen: „Der Ivan Ivanowitsch kommt, jetzt wird die ganze Sache in Ordnung gebracht.“ Der Bruder meines gewesenen Müllers, Siderenko, sprang auf mich zu und schüttelte mir die Hand. Wir wollten gerade den Weg zu Hontscherow einbiegen, als 2 Kanonenkugeln dicht über unsere Köpfe dahinbrausten. Mein rechter Nachbar machte mit seinem Pferde einige verzweifelten Sprünge und war bereit, in seiner Angst davonzujagen. Ich dachte an Verrat und fiel ihm in die Zügel. In der Erregung des Augenblicks hätte ich ihn fast erschossen. Die Lage war eine äußerst kritische.

Die weiße Fahne war durch das Zurückweichen meiner Leute für den Augenblick unsichtbar geworden. Ich befürchtete, daß die Unsrigen das Feuer eröffnen werden. Glücklicherweise blieb alles still. Noch immer erregt, ritten wir der Stellung, wo die Kanonen standen, zu, als ein gut angezogener Krieger mit großem ausdruckslosem Gesicht auf mich zu schimpfen anfing und nach seinem Revolver langte. Auch ich legte meinen Worten keine Zügel an und hielt meinen Nagan (*5) schußbereit in der Hand. Auf die Frage, weshalb er auf die weiße Flagge geschossen habe, antwortete er daß ich hier nichts zu sagen hätte. Die Erregung steigerte sich auf beiden Seiten zusehends. Ich versicherte meinem Gegner, daß, falls ich fallen sollte, von ihnen auch kein einziger mit dem Leben davonkommen würde. Da sprang ein intelligent aussehender Mann dem Roten von hinten in den Arm und beschwichtigte ihn. Er war der Meinung, daß man uns zuerst anhören müßte. Später stellte er sich mir vor, es war Gatowski. Der andere war Hontscherow selbst.

Die Verhandlung begann. Ich wendete mich an Scheremetieff, der den Grund unseres Kommens sagen sollte. Doch welch ein Bild eines politischen Kommissärs. Bleich saß er auf seinem Pferde, vor Schreck unfähig auch nur ein Wort herauszubringen. Als ich dann sagte, daß wir gekommen wären, um die Sache von gestern ins Reine zu bringen, hauchte er mit einem hastigen Kopfnicken sein „Da“. Auf meine Frage, weshalb sie denn friedliche Dörfer beschossen, antwortete mir der Rote, daß sie ihre gestern gefangenen Kammeraden wieder haben wollten. Ich teilte ihnen mit, daß einer tot sei, die anderen aber an das Regiment von Alexanderhilf abgeliefert worden seien. „Auch noch tot“, brüllte Hontscherow dazwischen. „Ja“, erwiderte ich, er sei auf der Flucht von unseren Leuten erschossen worden. Man wollte, daß ich die restlichen 24 Mann aus Alexanderhilf holen sollte. Ich lehnte das nicht ab, sagte aber, daß einer der ihren mitreiten müßte. Mein Blick fiel dabei auf den politischen Kommissären, der jedoch sogleich mit Händen und Füßen zu zappeln anfing und vom Mitgehen nichts wissen wollte, er sei froh, daß er durch mich einmal dem sicheren Tode entgangen wäre. Aus meiner Verachtung für einen derartigen politischen Kommissären machte ich keinen Hehl.

Plötzlich begann Hontscherow wieder zu brüllen: „Schießen, schießen“ und startete entsetzt auf das Dorf hin. Ich wendete mich und sah, daß ein Auto von einem unserer Reiter, mit weißer Fahne begleitet auf uns zukam. Als ich ihm sagte, daß er nicht schießen möge, da es Herren vom Korps seien, wunderte er sich, woher ich das wisse. Ich teilte mit, daß wir vor unserer Abfahrt aus Großliebenthal dorthin telegraphierten. Im Auto saßen einige Herren aus dem dritten Korps, unter ihnen ein ehemaliger zaristischer Offizier. Dieser war über

Hontscherows eigenmächtiges Vorgehen sehr verwundert, hatte er ihm doch ausdrücklich befohlen, Majaki nicht zu verlassen. Als ich meine Verachtung über diesen Kommandanten Ausdruck verlieh, der ohne meine Warnung auf das Auto geschossen hätte und auch sonst unüberlegt handle, wurde er auf mich aufmerksam, kam auf mich zu, drückte mir die Hand und dankte mir, daß durch meinen persönlichen Einsatz ein Blutvergießen verhindert wurde. Man werde mir das im dritten Korps nicht vergessen, wo man mich sehr gut kenne und werde mir auch erlauben, meine Selbstschutzorganisation weiter zu führen. Der Offizier vom dritten Korps war zur Untersuchung herausgeschickt worden, um festzustellen, wer die Schuld an dem gestrigen Vorfall trage. Durch mich erfuhr er, daß die Soldaten von Majaki Romanov-Rubel in den Kissen und Betten gesucht hatten, sich also persönlich bereichern wollten. Zum Untersuchungsort wurde Großliebenthal bestimmt. Hontscherow mußte ins Auto steigen, während Gaowski sich mir zugesellte und mir erst jetzt seinen Namen nannte. Er bewunderte meinen rassigen Schimmel, den er nur zu gern besessen hätte. Der Weg nach Großliebenthal führte durch unsere Selbstschutzleute und die Wagen mit Munition hindurch. Die Roten kamen dadurch zur Erkenntnis, daß wir besser bewaffnet und organisiert seien, als sie selbst.

In Großliebenthal wurde alles über den Überfall auf Marienthal protokolliert. Karl Beitelspacher und ich aber wurden bestimmt, nach Majaki zu fahren, um die Aussagen der 24 beteiligten Roten aufzunehmen. Am nächsten Tage fuhren wir nach Majaki. Als wir in die Stadt kamen, ließen meine Begleiter und der Fuhrmann mir keinen Zweifel über ihre bedrückten Gefühle. Ich versuchte sie zu beruhigen. Als die 24 Roten mich erkannten, lüfteten sie zum Gruß ihre Mützen. Sie wurden von mir verhört. Beitelspacher und Siderenko, dem seine Kammeraden versichert hatten, das sie ihr Leben nur mir zu verdanken hätten, notierten die Aussagen. Darauf fuhren wir wieder nach Hause. Die weitere Untersuchung sollte eine Kommission des dritten Korps übernehmen.

Am achten Mai hieß es, daß 5 Regimenter die deutschen Kolonien zwecks Entwaffnung umstellt hätten. Unsere Leute waren bereit, Widerstand bis auf den letzten Mann zu leisten. Ein ehemaliger zaristischer Offizier des besserabischen Regiments schlich sich zu uns ins Dorf, um uns zu warnen. Im Falle eines Widerstandes würden unsere Dörfer mit Kanonen zusammengeschossen werden. Mit dem Gebietskommissär von Großliebenthal, Johann Heberle, fuhr ich zum Stabe vor das Dorf, wo ich meine alten Bekannten Gatowski und Hontscherow wieder antraf. Man hatte uns bis zur Ablieferung der Gewehre eine Stunde Zeit gelassen.

Der Stab nahm uns freundlich auf. Ich erklärte ihnen, daß es unmöglich sei, die Munition in so kurzer Zeit schon zusammenzubringen. Hontscherow war unduldsam wie immer, während Gatowski bereit war, die Zeit für die Ablieferung auf weitere sechs Stunden zu verlängern. Munition und Gewehre wurden abgeliefert. Aber kaum zehn Prozent davon waren noch brauchbar. Als Bedingung für die Ablieferung hatten wir den Schutz unserer Dörfer gefordert, was vom Stabe auch angenommen worden war. Der Aerger der Roten über die verstümmelten Gewehre war groß.

Für uns begann nun eine neue Zeit. Alle gingen in Erwartung der großen Ernte von 1919 ihrer Beschäftigung nach. Politisch ist diese Periode durch die Bildung einer Spartakisten=Gruppe gekennzeichnet, die aus Reichsdeutschen, Oesterreichern und Juden (*6) bestand. Sie versuchten uns klar zu machen, daß überall in der Welt spartakistische Gruppen seien. In Zusammenarbeit mit dem dritten Korps war es ihnen gelungen, in den deutschen Dörfern zwei Jahrgänge zu mobilisieren. Die 18= und 19=jährigen Burschen kamen aber bald wieder

nach Hause. Selbst der ärmste Deutsche lehnte das politische Programm der Spartakisten ab. Unsere jungen Burschen überredeten die Lokomotivführer langsam zu fahren und machten sich bei der ersten Gelegenheit wieder frei.

Um ihre Kassen zu füllen, kamen die Spartakisten Mitte Juli in die deutschen Dörfer und wollten jedem derselben eine bestimmte Kontributionsnummer auferlegen. Niemand schenkte diesem Ansuchen Beachtung, und so verlief die Sache im Sande.

Ein gewisser Sirik tat sich dabei besonders hervor. Eines Tages hielt er eine große Rede über das, was sein müßte. Eine ältere deutsche Frau empörte sich über sein Gewäsch „Männer“ rief sie, „wer so spricht, kann kein Deutscher sein! Zieht ihm doch die Hose runter und überzeugt euch, wer er ist“.

Der Jude Sirik hatte offensichtlich Propaganda gegen die weiße Armee gemacht.

Die weiße Armee war im Anzug. Ende Juli kam dann ein Befehl vom dritten kommunistischen Armeekorps, daß alle Männer von 18 bis 30 Jahren ausgehoben werden müßten.

Großliebenthal war Rekrutierungszentrum. Zum Vorsitzenden der Rekrutierungskommission wurde ein Armenier ernannt. Ein von den Russen „mobilisierter“ deutscher Doktor aus Riga war bei mir untergebracht. An einem Freitag sollten sich die Großliebenthaler stellen. Die Russen der Umgebung ließen die Kommission nicht im Zweifel darüber, daß sie sich nur dann stellen würden, wenn dies auch die Deutschen täten. Von den Deutschen aber war keiner erschienen. Die Kommission war ratlos. Am Abend kam ich mit meinem Doktor ins Gespräch und fragte ihn, ob diese Rekrutierungsangelegenheit nicht noch hinausgeschoben werden könne, denn wir wußten, daß die Weißen im Vormarsch und schon in Nikolaev angelangt waren. Er erzählte mir, daß er gehört habe, daß die Roten entschlossen wären, falls sich die jüngeren nicht stellen würden, eine bestimmte Anzahl älterer Dorfbewohner, die nicht zur Feldarbeit ausgezogen waren, als Geißeln in die Tscheka (G.P.U.) (*7) zu schleppen. Das gab mir zu denken. Ich ging ins Verwaltungsgebäude, wo ich unserem Gebietskommissär und seinen Mitarbeitern vorschlug, man möge zum Rekrutierungskommissär gehen und ihn veranlassen, noch bis zum Sonntag zu warten, weil jetzt die Leute auf dem Felde bei der Arbeit wären. Die Gebietsverwaltung war davon überzeugt, daß keiner der jungen Leute sich ausheben lassen würde. Auf der anderen Seite aber drohte das Gespenst der Verschleppung älterer Leute Wirklichkeit zu werden. So mußte unsere vielbewährte Selbstschutzorganisation wieder erhalten.

Am Samstag Abend schickte ich etwa 20 Reiter auf die Felder hinaus und ließ allen mitteilen, daß jeder sofort kommen und sich bei der entsprechenden Selbstschutzabteilung melden müsse. Die Disziplin des Selbstschutzes bewährte sich ausgezeichnet. Kein einziger hatte es unterlassen, dem Befehle zu folgen.

Am Sonntag, um 2 Uhr nachmittags, sollte dann die allgemeine Aussprache mit der Rekrutierungskommission stattfinden, zu der auch die anderen deutschen Dörfer des Gebietes ihre Abordnung schickten. Mein Plan war die Hinauszögerung der Rekrutierung. Zu diesem Zwecke suchte ich mir 2 gewesene junge Zentralschüler, die dienstpflichtig waren, aus und unterrichtete sie genau. Auf mein Zeichen hin sollte sie zu sprechen beginnen und die Kommission bitten, die Rekrutierung der Ernte wegen doch etwas hinauszuschieben. Man möge doch nicht immer mit Großliebenthal beginnen und doch lieber zuerst dorthin gehen, wo die Feldarbeiten infolge schlechter Ernten bereits beendet seien. Die Mitglieder der Gebietsverwaltung sollten diese Bitte unterstützen. Ich selbst konnte nicht sprechen, da ich nicht mehr dienstpflichtig war. So war alles für die Aussprache mit der Kommission bestens vorbereitet. Ein Vorgefühl ließ mich nichts Gutes ahnen. „An einer Seite der Ausgangstür des Gebietsamtes hatten etwa 50 Frauen, deren Männer rekrutiert werden

sollten, Aufstellung genommen. In der Angst ihres Herzens stimmten sie den Choral „Großer Gott wir loben Dich“ an. Das mag den Kommissär schon etwas aufgebracht haben. Als er herauskam und auf einem Stuhl stehend die Versammlung eröffnete, merkte ich an seinem blassen Aussehen, daß er innerlich sehr erregt sein müsse. Kaum hatte er die ersten Sätze gesprochen, als neben mir in der Menge ein Tumult entstand. Es wurde gehauen und kommunistische Soldaten warfen ihre Gewehre weg und ergriffen die Flucht. Ich eilte hin und wollte Frieden stiften. Überall herrschte große Aufregung. Was war nur geschehen? Der Kommissär hatte seinen wenigen mit Handgranaten und Flinten bewaffneten Soldaten die etwa 1000 Köpfe zählende Versammlung, die auf der Straße vor dem Gebietsamt stattfand, umstellen lassen wollen. Die Leute wurden unruhig und fragten die Soldaten nach dem Zweck der Granaten, als einige sich auch schon anschickten, davon Gebrauch zu machen. Sie lagen sofort am Boden.

Der Kommissär hatte sich ins Gebietsamt zurückgezogen. Unser Gebietskommissär Heberle war verzweifelt. Mein schöner Plan war auf diese Weise vereitelt worden. Es galt nun mehr zu retten, was zu retten war. Zusammen mit Heberle gingen wir ins Gebietsamt, wo wir den Rekrutierungskommissär fragten, weshalb er eigentlich seine Soldaten vorgeschickt habe. Er teilte uns mit, daß er sie zur Rekrutierung nach Lustdorf habe abkommandieren wollen. Unsere Bemühungen, den Vorfall ungeschehen zu machen, scheiterte an der voreilig an das dritte Korps gemachten Meldung. Der Rekrutierungskommissär hatte den Befehl erhalten, bis zum Abend Großliebenthal zu verlassen. Der deutsche Doktor hatte uns bei der Verhandlung tatkräftig unterstützt.

Nach zwei Tagen kam Sirik mit seinem Stabe, unter ihnen ein Deutsch-Oesterreicher namens Schmitdt, in unser Dorf. Er verlangte von uns die Schuldigen, die wir selbst nicht kannten, herauszugeben und drohte mit Kontributionen.

Am Donnerstag Abend fand eine Versammlung unter Hinzuziehung von Vertretern der anderen deutschen Dörfer statt. Es wurde über die Herausgabe der Schuldigen verhandelt. Einer unserer Deutschen und sein Sohn sprachen sich für die Herausgabe aus. „Ja gut“, sagte einer unserer armen Dorfbewohner, „dann melden Sie sich mit ihren Söhnen als die Schuldigen.“ Von allen Aeußerungen sei noch eine als bezeichnend für die Einstellung unserer armen Dorfbewohner hervorgehoben. „Männer“, sagte ein armer junger Mann, „die Spartakisten sind Räuber. Was wollen wir uns noch deretwegen den Kopf zerbrechen oder sogar entzweien? Ich dünkte, wir stehen alle für einen und einer für alle. Bei der Versammlung waren auch Greise zugegen, die den jungen Leuten an Eifer nicht nachstanden. Gott wird helfen war die Meinung aller“. In diesem Sinne wurde mir als dem Vorsitzenden der ehemaligen Selbstschutzorganisation, die Entscheidung über die kommenden Dinge in die Hand gegeben.

Sirik war am Samstag wieder nach Großliebenthal gekommen und hatte am Nachmittag die Häuser nach Waffen zu durchsuchen begonnen. Ein einziger Revolver war seine Beute. Bis auf einige junge Burschen und mich waren alle Männer auf dem Felde. Diesen befahl ich, im Dorfe herumzugehen und nachzusehen, ob nicht Frauen und Mädchen belästigt würden. Sogleich wurden nach allen Richtungen Reiter ausgeschickt, die alle Dorfbewohner nach Hause rufen sollten.

Siriks Leute waren von uns einquartiert worden. Sie legten ein seltsames Benehmen an den Tag und verhielten sich äußerst auffallend. So wechselten sie zum Beispiel ihre Quartiere. Wir ahnten, daß etwas bevorstehen mußte und trafen unsere Vorbereitungen. Die Selbstschutzleute mußten in kleinen Gruppen zusammenbleiben und auf den Dreschplätzen

im Stroh schlafen, um bei Alarm sofort bereit zu sein. Ich wählte meinen Standort auf einem Haufen Säcke in meinem Mühlenhof und ließ mir alle Vorgänge im Dorfe berichten. Da erhielt ich die Meldung: Sirik säße im Gebietsamt und ließe sich von einem kommunistischen Mitbewohner die reichsten Männer des ganzen Gebietes nennen, während sein Spießgeselle Schmidt mit dem Revolver in der Hand wütend durchs Dorf laufe. Die Nacht verging doch verhältnismäßig ruhig. Am nächsten Morgen nahm Sirik die Landlosen zusammen und versuchte sie zu überzeugen, daß jeder von ihnen 5 Dessj. Einheimsen müsse. „Wir werden nicht ernten, was wir nicht gesät haben“, war die Antwort der Landlosen. Sie erklärten Sirik, daß sie viel besser leben könnten, solange es Besitzende im Dorfe gebe. Sirik ärgerte sich über diese Einstellung der Leute und hielt sie unter Bewachung im Gebietsamt zurück. Schmidt begann indessen mit der Verhaftung unserer Leute, wofür 50 vorgesehen waren. Die Sachlage spitzte sich sehr rasch zu. Unsere Selbstschutzleute blieben in Bereitschaft. Zum sonntäglichen Gottesdienst gingen diesmal nur Frauen und Greise. Mein Befehl auf ein verabredetes Zeichen Sturm zu läuten, wurde von einem polnischen Schneider den Spartakisten hinterbracht. Die Treppe zur Kirche wurde deshalb von ihnen besetzt.

Meine Leute wurden ungeduldig und drohten, mich erschießen zu wollen, wenn ich noch lange zusehen würde, wie Schmidt einen nach dem anderen verhaftete.

Wir mußten auf alle Fälle den Glockenturm möglichst unauffällig besetzen. Dazu wurden von mir 4 junge Burschen im Alter von 18 und 19 Jahren beauftragt. Sie waren mit Handgranaten und Revolvern bewaffnet und mußten den Eingang zur Kirche, so oder so, erzwingen. Sie sollten sich vom Pastoratsgarten her an die Kirche heranschleichen und durch die Kirche eindringen. Der Streich gelang. Die Tür wurde von innen zugeschlossen, damit ein Aufschließen von außen unmöglich war. Die Führer der einzelnen Selbstschutzabteilungen sollten bei Alarm von ihren Standorten aus auf Gebietsamt und Kirche vordringen. Eine Abteilung mußte sofort das Gebietsgefängnis besetzen, um die Gefangenen vor dem Erschießen zu bewahren. Wir wollten die Spartakisten nur gefangennehmen und sie an das dritte Korps abliefern. Alles war vorbereitet. Ich hatte schwere Augenblicke. Unsere Waffen waren bis auf Revolver und Handgranaten seinerzeit abgeliefert worden und wir mußten unsere Zuflucht zu Heuhaken, Gabeln und Sensen nehmen. Endlich hielt ich den Augenblick für gekommen und gab denen auf dem Glockenturm das verabredete Zeichen. Diese begannen sofort aus Leibeskräften Sturm zu läuten und ich bemerkte noch, wie meine Leute von allen Seiten hervorbrachen. Was war aber mit der mir benachbarten ersten Abteilung los? Sie kam nicht. Ich lief mit einer Geschwindigkeit über mehrere Mauern hinweg, die ich meinen 40 Jahren gar nicht mehr zugetraut hätte, und traf, 3 Hofstellen weiter, auf die Männer der ersten Abteilung, die auf weitere Befehle warteten, da ihr Führer kurz vorher von Schmidt verhaftet worden war. Nachdem ich ihnen die Richtung und den Ort ihres Vorgehens noch einmal angegeben hatte, nahm ich einen Mann mit mir und stürmte der Kirche zu. Dort stand der Gebietsmilizkommissär Dankiewitsch, ein waschechter Kommunist, und begrüßte mich mit einer Anzahl Revolverschüssen. Ich warf mich in eine Bodenvertiefung und entging so dem Tode. Als Dankiewitsch, dem ich fortwährend zugerufen hatte, er möge sich ergeben, seinen Revolver verschossen hatte, lange er nach dem überhängenden Karabiner, den er aber nicht mehr gebrauchen sollte. Einer meiner Leute hatte nämlich vom Turme aus den Vorgang bemerkt und brachte ihm im gleichen Augenblick einen Oberarmschuß bei. Seinen Flüchen und schmerzhaften Bewegungen machte im nächsten Augenblick eine vom Turm geschleuderte Granate ein rasches Ende. Ueberall lagen tote Spartakisten umher. In weniger als zehn Minuten war die etwa 40 Mann

zählende Bande erledigt. Ich hatte eine gewaltige Empfindung niederkämpfen und rief meinen Leuten zu, kein Blut mehr zu vergießen. Das hatten wir doch eigentlich nicht gewollt.

Sirik und ein anderer Spartakist waren unauffindbar. Wie wir nachher erfuhren, hatte sich Sirik auf einem Ofen im Gebietsamt, und zwar in dem Zimmer, wo wir unsere restliche Munition aufbewahrt hatten, versteckt. Einige Tage hielt er es dort aus.

Unsere 7 Gefangenen war nichts zugestoßen. Man hatte ihnen nachdem die Wache erschossen worden war, sofort die geladenen Revolver ins Gefängnis geworfen und so für ihren Schutz gesorgt. Unter den erschossenen Spartakisten befand sich eine größere Anzahl Juden.

Unsere jetzige Lage war nur durchaus keine beneidenswerte. Werden nun die Kommunisten Militär= oder Tschekatruppen zu uns ausschicken? So lautete die bange Frage. Wir rechneten mit allem und trafen unsere Vorbereitungen. Unsere Reiter wurden mit dem Auftrag ausgeschickt, überall die Telephondrähte durchzuschneiden. Schmiede und Schlosser zerstörten die Bahngeleise, die Schienen aber wurden versteckt. Wir arbeiteten fieberhaft, und bald war Odessa von der Umgebung abgeschnitten. Die Kommunisten schickten schon am nächsten Tag einen Panzerzug zu uns heraus, der von Tscheka= und Eisenbahnarbeiter=Truppen besetzt war. Die Eisenbahner begannen mit der Wiederherstellung der Geleise. Wir gingen ihnen in Schützenketten entgegen und trafen sie 5 Kilometer vom Dorfe entfernt bei der Arbeit. Da wir uns aber doch überzeugen mußten, was eigentlich los war, wurde nicht geschossen. Ich rief ihnen zu, sie mögen einen Unterhändler zu mir schicken, was sie auch sogleich taten. Einer der Abgeordneten war bei Rothe, wo ich als Obergärtner gearbeitet hatte, Bureaudiener gewesen. Er meinte, daß die Großliebenthaler Tat böse Folgen haben werde. Ich ließ den beiden Kommunisten keinen Zweifel über unsere Absicht, uns bis zum letzten Mann zu verteidigen zu wollen. Wir kamen dann überein, den Panzerzug über Großliebenthal nach Ovidiopol weiterfahren zu lassen. Der Panzerzug fuhr also mit seinen Tscheka=Truppen nach Ovidiopol, wo sie die Russen gegen uns aufzuhetzen versuchten. Hinter dem Zuge montierten wir das Eisenbahngeleise wieder ab. Die Verbindung nach Odessa war den Tscheka=Truppen somit abgeschnitten. Sämtliche deutsche Dörfer waren aufgeboten worden und lagen kampfbereit hinter dem Großliebenthaler Bahnhof. Bei seiner Rückkehr fuhr der Panzerzug in ein von uns gebildetes Hufeisen und mußte dort, der abmontierten Geleise wegen, gerade auf der Station halten. Die sofortige Abmontierung der Geleise, auch in Richtung Ovidiopol, machte ein Entweichen dorthin unmöglich. Der Haupttrupp der Eisenbahnarbeiter war nicht nach Ovidiopol mitgefahren, und die paar Monteure, die dorthin gefolgt waren, konnten die Arbeiter unmöglich bewältigen. Wir versuchten unser Ziel wieder durch Verhandlungen zu erreichen. Schweren Herzens machte ich mich mit einem Landsmann der mir schon am Sonntag in Großliebenthal ein treuer Begleiter war, auf den Weg zu den Tscheka=Truppen. Der Weg war schwer, und nur durch eisernen Willen vermochten wir die Furcht vor dem Ungewissen zu überwinden. Mein Landsmann hatte volles Vertrauen in mich. Ich ritt an den Panzerzug heran und verlangte mit energischer Stimme nach dem Aeltesten. Ein vierschrötiger Matrose trat auf mich zu und fragte, wer ich sei. Ich erklärte ihm mit fester überlegener Stimme, daß ich der Führer des Aufstandes vom Großliebenthaler Gebiet sei. Er und seine Leute seien von uns umringt und wären des Todes, wenn sie uns nicht sofort Waffen und Munition auslieferten. Mein Gesicht muß einen schrecklichen Ausdruck gehabt haben; denn der Matrose, unter dessen Leitung in Odessa täglich hunderte von Menschen ermordet wurden, sackte in sich zusammen und brachte den Mut zu ernsthaftem Widerstand nicht auf. Die

Ablieferung der Waffen begann. Ich schickte meinen Begleiter nach dem Neuburger Selbstschutz, der die Gefangenen in Empfang nehmen sollte, und blieb mit meinem Schimmel alleine am Orte zurück. 200 Tschekisten, unter ihnen 30 Chinesen, fielen in unsere Gefangenschaft und wurden nach Großliebenthal gebracht. Noch am gleichen Abend saßen wir über sie zu Gericht. Die 30 Chinesen wurden sofort im Lehmloch vor dem Dorfe erschossen. Unter den Tschekisten befand sich ein Jude, namens Fuchs, der einige Tage vorher unseren Gebietskommissär Heberle in Odessa hatte erschießen lassen wollen. Als er Heberle erblickte, fiel er um. Heberle bat mich um die Auslieferung des Juden, was ich ihm gewährte. Er führte ihn nach dem Gefängnis ab, doch konnte er es unmöglich schon erreicht haben, als ich Schüsse hörte. Die Welt war von einem feigen Mörder befreit worden. Den übrigen Tschekisten hatte ich mit meinem Worte das Leben verbürgt. Sie versprachen, uns Gefolgschaft zu leisten und hielten auch bis auf 7, Wort. Unter den Ueberläufern befand sich auch der Tschekaälteste und sein Gehilfe, die zu erschießen mir oft genug geraten worden war.

Die Russen von Ovidiopol und Kalgie sowie die der Umgebung des Großliebenthaler Gebietes hatten sich unserer Aufstandsbewegung angeschlossen. Den Oberbefehl übernahm ein ehemaliger zaristischer Offizier, Gniloribow, während ich die Führung unserer Deutschen in der Hand behielt. Die ganze Gegend zwischen Dnjester und Odessa wurde von uns durchstreift und alle noch vorhandene Munition zusammengetragen. Vier Kanonen mit 500 Schuß, 16 Maschinengewehre und 1000 Gewehre bildeten unsere Beute. Drei Kilometer vor Großliebenthal bezogen wir Stellung. Die Kommunisten ließen nicht lange auf sich warten und kamen schon Tags darauf mit Panzerzügen und Panzerautos von Odessa auf uns zu. Der Kampf begann an einem Mittwoch. Wir konnten die Kommunisten bis nach Odessa zurückschlagen. Unser rechter Flügel kam bis auf drei Kilometer an die Stadt heran. Den linken Flügel führte Heberle und ein Feldwebel, der sich schon in Marienthal hervorgetan hatte. Rechts führte ein russischer Kolonel und Kaspar Häuser. Ich befand mich in der Mitte und bekam alle Befehle vom Stabe, der sich in Großliebenthal aufhielt. Der Stab setzte sich aus je einem Vertreter jedes deutschen und russischen Dorfes zusammen, ohne diese konnte Gniloribow nichts unternehmen. Wir waren entschlossen noch am gleichen Abend das Odessaer Gefängnis zu nehmen, um die vielen Gefangenen zu befreien. Diese Absicht wurde leider nicht zur Wirklichkeit. Der Stab hatte nämlich zu dem weißen General Dnikin Beziehungen angeknüpft, der damals in der Krim stand. Denikin hatte uns seine Hilfe zugesagt und versprochen, Munition die wir so nötig hatten, zu schicken. Als sich der Stab entschlossen hatte, die Hilfe des Generals Denikin abzuwarten, wurden wir zurückgezogen. Der rechte Flügel war schon über den Odessaer Flughafen hinaus vorgedrungen gewesen und befand sich schon vor dem Gefängnis.

Wir bekamen den Rückzugsbefehl und schanzten uns 6 Kilometer vor Großliebenthal ein. Die Kleinliebenthaler waren rechts von uns in gleicher Höhe, 4 Kilometer von ihrem Dorfe entfernt. Am nächsten Morgen kamen die Kommunisten mit Panzerautos und Panzerzügen wieder aus Odessa heraus. Der Panzerzug hatte Kleinliebenthal erreicht und uns von diesem getrennt. Ich versuchte vergeblich die Verbindung mit den Kleinliebenthalern wieder aufzunehmen und schickte Reiter nach rechts ab. Jedoch ist keiner mehr zurückgekommen. Dort mußte etwas nicht stimmen, und so entschloß ich mich, selbst nach dem vor Kleinliebenthal gelegenen Suchoi=Liman zu reiten. Ich war bis zu der Stelle gekommen, wo die mit Mais bepflanzte Hochebene von einem Tal durchzogen wird, als ich vor mir eine ganze Kompagnie Kommunisten bemerkte, welche die Anhöhe heraufkamen. Mein Versuch, umzukehren und davonzujagen, war verspätet. Eine volle Salve krachte mir entgegen. Eine

Kugel streifte mich an der Nase und zwei andere durchlöcherten meinen Lederwanst und meinen rechten Rohrstiefel. Mein Schimmel hatte einen Streifschuß am Bauch erhalten. Es war allgemein zu tief gezielt worden. Die zweite Salve fand mich schon auf der Erde und ging über mich hinweg. Ich trat in aller Eile, erst kriechend, dann laufend, den Rückzug an. Um meinen Schimmel hatte ich mich in der Aufregung gar nicht weiter gekümmert. Während ich so lief, kam plötzlich das treue Tier an mich heran und beugte vor mir seinen Rücken, als wollte es einen Verwundeten das Aufsteigen erleichtern. Kaum hatte ich einen Fuß im Steigbügel und die Kammhaare erwischt, als es in vollem Galopp davonsob und mich an meinen Standort zurückbrachte.

Ich berichtete meinen Leuten von meinem Erkundungsritt und eilte sogleich auf einen nahen Hügel, um Ausschau zu halten. Doch kaum hatte ich das Fernrohr angelegt, als mir eine feindliche Kugel die Mütze vom Kopfe riß.

Da Kleinliebenthal besetzt war und wir unsere Schützenlinie nicht zu weit ausdehnen durften, gab ich den Befehl, die drei Kilometer weiter hinten gelegene Stellung zu besetzen. Als wir dort ankamen, hatten die Kleinliebenthaler sich schon bis in unseren Wald zurückgezogen. Ich fragte sie, weshalb sie ihr Dorf preisgegeben hätten. Es wäre ihnen unmöglich gewesen, der Uebermacht zu widerstehen. „Männer“ rief ich ihnen zu, „und eure Frauen und eure Kinder?“ Das zündete. Wir setzten zum Gegensturm an. In einer Stunde war Kleinliebenthal wieder frei. Einer der tapferen Alexanderhilfer Deutschen namens Stumpf, war dabei auf tragische Weise ums Leben gekommen.

Alle weiteren Angriffe der Kommunisten wurden an diesem Tage zurückgeschlagen. Die Kleinliebenthaler schanzten sich drei Kilometer vor ihrem Dorfe ein. Das war an einem Donnerstag im August 1919.

Am Freitag meldete sich Sirik, dem der Aufenthalt in seinem Versteck zu lange gedauert hatte. Er weilte kurz nachher nicht mehr unter den Lebenden. Derselbe, der ihn versteckt hatte, hat ihm offenbar auch den Todesstoß gegeben, vielleicht aus Furcht, von ihm verraten zu werden. Am Freitag Nachmittag drangen die Kommunisten auf unsere Mitte vor, konnten aber wieder zurückgeschlagen werden. Um so verbitterter griffen sie darauf unseren linken Flügel an. Ich wurde schleunigst dorthin gerufen. Der Maschinengewehrschütze kam mir entgegen und meldete mir entsetzt, daß die Kommunisten wie Heuschrecken ankämen. Er wollte sein Maschinengewehr, das bis jetzt auf einem Hügel gestanden hatte, andernorts aufstellen. Auf meinen Befehl stellte er seine „Luise“ auf einen von mir bezeichneten günstigen Platz. In diesem Moment wollte sich einer unserer Schützen selbst vom Stande der Dinge überzeugen; er bestieg den kleinen Hügel, auf welchem bisher das Maschinengewehr gestanden hatte, als ihm eine Kugel in die eine Gesäßhälfte traf. Er schrie auf, fiel um und begann sich auf der anderen Hälfte wie ein Kreisel zu drehen. Unsere Leute brachten ihn sofort in Sicherheit.

Die Kommunisten drangen in wilden Haufen auf unsere Stellung vor. Die Schützen der vordersten Linie hatten ihre Kugeln bald verschossen. Ich befahl gerade der Reserve, in die Feuerstellung vorzurücken, als einer unserer Leute, namens Schäfer, der seine Munition bereits verschossen hatte, aus dem Schützengraben hervorsprang und mit umgekehrten Gewehrkolben die Judenbengel niederknüppelte, die eben ein Maschinengewehr gegen uns in Stellung bringen wollten. Im nächsten Augenblick lag er getroffen am Boden. „Brüder haltet aus, wir müssen siegen!“ waren seine letzten Worte. Seinem Beispiel folgten noch zwei, Breitmeier und Roller, die gleichfalls ums Leben kamen. Unser Maschinengewehr hatte

nach ihrem Fall wieder freies Schußfeld und mähte die feindlichen Horden wie Garben nieder. Der Angriff wurde auch diesmal zurückgeschlagen.

Unsere drei Toten, die etwa 20 Schritte vor mir gefallen waren, stimmten mich tieftraurig. Ich mußte befürchten, daß der Mut unserer Leute sinken würde. Da trat Pastor Mayer auf mich zu und tröstete mich. Ich sollte mich froh zeigen, damit die anderen nicht verzagen. In diesem Augenblick kam vom rechten Flügel die Nachricht, daß Vollmer einen Halsschuß erlegen sei. Noch beim Wegreiten hatte ich ihm zugerufen: „Vollmer, steck deinen Kopf nicht immer soweit heraus, dir schießen sie noch in den Hals“. Nun war auch er dahin.

In diesem Tage hatten wir keinen weiteren Angriff mehr zu erwarten. Die Kommunisten waren im Begriff, sich zurückzuziehen und hätten das auch bestimmt getan, wenn ihnen nicht ein Jude aus unserem Dorf hinterbracht hätte, daß wir keine Munition mehr haben. Damit waren wir allerdings auch bald zu Ende. Am Samstag wurden die restlichen Patronen verteilt. Auf jedes Gewehr entfielen 60. Keiner durfte eher schießen, als bis er sich seines Zieles nicht ganz gewiß war. So kam der Samstagnachmittag heran, an dem die Roten wieder wütend angriffen. Unsere Schützen schossen ausgezeichnet, und bald war die Wallstatt mit unzähligen Toten bedeckt. Da zog in der Schwüle des Tages ein Gewitter herauf, das sich über unsere Stellung in einer nie geahnten Heftigkeit entlud. Unsere Leute saßen im Wasser. Um atmen zu können, mußten sie sich Garben über das Gesicht halten. Durch einen Schuß aus dem Hinterhalt wurden zwei der unseren verletzt und einer getötet. Ein Jude unseres Dorfes, Benjamin Wischniowski, hatte sich in den nahen Maisfeldern an uns herangepircht und geschossen. Er lief später zu den Kommunisten über und entzog sich so unserem Gericht.

Unsere Munition war verschossen und auf die uns von Denikin versprochene, die schon am Mittwoch hätte eintreffen sollen, hatten wir vergeblich gewartet. Die Bolschewiken hatten mit 12 000 Mann und elf Kanonen gegen uns gekämpft. Unser Artillerieschütze, der ehemalige Artillerieoffizier Heinrich Amon, hatte, wie vom Feinde selbst zugegeben wurde, keine Kanonenkugel umsonst verschossen. Doch was half unser gutes Schießen, wenn wir keine Munition mehr hatten. Uns blieb nur noch eine Möglichkeit offen: Der Rückzug. Ich stellte es den ärmeren Dorfbewohnern frei, zu bleiben oder mit uns zu gehen; im ersten Falle sollten sie uns die Schuld geben, wenn sie von jemand gefragt würden. Nachdem wir dann unsere Frauen und Kinder nach Marienthal abgeschickt hatten, ritten Amon und ich dorthin nach. Vor Müdigkeit und Mutlosigkeit konnte ich mich kaum noch wachhalten. Nachdem wir uns von dem Wohlergehen der Unseren überzeugt hatten, fuhren wir nach Freundenthal, von wo aus wir den Kampf weiter führen wollten, in der Hoffnung, Munition aus Majaki zu bekommen. Diese war uns versprochen worden; da sie nicht eingetroffen war, fuhren wir nach Vigoda weiter, wo wir auf der Station einen Zug bekamen, mit dem wir uns Odessa näherten. Kurz vor der Stadt wurden wir von den Bolschewisten angegriffen, die etwa 100 Burschen der deutschen Kolonie Rastatt schon früher gegen uns mobilisiert hatten. Wir schlugen die Angreifer zurück und befreiten die Rastatter Burschen, mit denen wir uns wieder nach Vigoda begaben.

Unsere Tätigkeit bestand jetzt wieder in Sabotageakten. Telefonleitungen wurden durchschnitten und Geleise gesprengt. Damit wurde Odessa nach Norden hin wiederum glänzend isoliert. Diese Arbeit hatte drei Wochen gedauert und es Denikin ermöglicht, Odessa mit nur 300 Mann einzunehmen, welche bei Lustdorf ans Land gesetzt waren. Eine Woche später kam Denikin nach Odessa. Wir wurden von Baron Schilling zur Feier dorthin berufen. Vor der Stadt versammelten wir uns und marschierten dann, mit der

Alexanderhilfer Musik an der Spitze, in die Stadt. Der Weg durch die Pthkinstraße bis zum Soborplatz gestaltete sich für uns zu einem Triumphzug ohnegleichen. Laute Dankesrufe schallten uns aus der die Straße säumenden Menge entgegen. Frauen und Männer sanken weinend in die Knie. Ein gewaltiger Blumenregen fiel auf unsere Häupter. Bevor wir den Soborplatz betraten, ließen wir unsere Pferde in einer Seitenstraße. Auf dem Soborplatz nahm General Schell die Parade ab. Als wir nachher zu unseren Pferden zurückkehren wollten, ließen uns dankbare Frauen und Männer kaum durch. Sie schüttelten uns weinend die Hände und hielten unsere Steigbügel. Viele von den etwa 1000 zaristischen Offizieren, die sich im Großliebenthaler Gebiet versteckt hatten, dankten mir persönlich mit Händedruck. Ich mußte sie schließlich bitten, davon Abstand zu nehmen, da in der Menge bestimmt Kommunisten sein würden. Meine Vermutung hatte sich bestätigt. Wir waren fotografiert worden und wurden später im Lichtspieltheater von den Bolschewiken gezeigt.

Denikin sollte kommen, und so schickten auch wir eine Abordnung zu seinem Empfang ans Meer hinunter. Sein Schiff ankerte auf dem Meere draußen, er selbst ließ sich ans Land rudern. Der 100 Mann zählenden Offiziersabordnung dankte er mit warmen Worten und reichte jedem die Hand. Auch uns allen gab er die Hand und sah uns fest in die Augen. Zur Arbeiterabordnung gewendet, gab er seine Freude darüber Ausdruck, daß sie der roten Fahne nicht gefolgt waren.

Denikins Verhalten wurde von den Kommunisten sofort propagandistisch ausgewertet. Als ich zu Hause Bericht erstattete, wurde ich aus der Menge heraus gefragt, ob uns Denikin gedankt habe. Ich schilderte die Tatsachen. Hierüber herrschte allgemeine Unzufriedenheit und man begann die Weißen nicht höher einzuschätzen als die Roten. Unsere Leute hatten mit vollen Händen für die weiße Armee gespendet und mehr als 160 Fuhren Getreide waren uns nach Odessa gefolgt. Als ich jetzt wieder nach einmonatiger Abwesenheit, nach Großliebenthal zurückkehrte, traf ich mein Haus in einem sehr veränderten Zustand wieder an. Alle Möbel waren verschwunden und selbst die Türen hatte man mitgenommen. Die auf meinem Hofe herumliegenden Federn deuteten darauf hin, daß von meinen 150 Hühnern und 50 Enten nichts mehr am Leben war. Pferde und Kühe waren fortgetrieben worden, und wir fanden sie später hinter Odessa.

Was aber hatten die Roten nach unserer Flucht mit den Zurückgebliebenen gemacht? Sie verhafteten sie und teilten sie in Landlose und Landbesitzer ein. Es ging den Roten einfach nicht darum, sich ihrer Gegner zu entledigen, sondern darum, zu morden. Das geht eindeutig aus der Tatsache hervor, daß selbst kindische Greise von ihnen gefangen genommen wurden. Eines Morgens bekamen die 24 verhafteten Landbesitzer den Auftrag, mit Schaufel und Spaten anzurücken. Einige der Landlosen, die nichts Gutes ahnten, schlichen sich nach und ihren Augen bot sich ein schreckliches Bild. Die Gefangenen mußten drei Gräber schaufeln und wurden von hinten, zu je acht Mann, in dieselben hineingeschossen. Nach unserer Rückkehr gruben wir sie aus. Viele von ihnen waren beim Zuschaufeln noch nicht tot und hatten sich das Taschentuch vor den Mund gehalten, um nicht ersticken zu müssen.

Während des Aufstandes hatten wir an der Front in einer Woche 7 Tote und 24 Verwundetete, von denen später noch zwei starben, zu beklagen.

Unsere Schwerverwundeteten, die im Gebietspital lagen, waren von den Roten in das Odessaer Gefängnispital gebracht worden, von wo sie nach Einnahme der Stadt in das evangelisch=deutsche Spital überführt wurden. Ich mußte nach unseren Verwundeteten sehen und fuhr daher in das von Doktor Augst geleitete Krankenhaus. Dort bat ich die

Oberschwester mit gleich vorzulassen, da meine Zeit nur knapp bemessen sei. Nachdem ich die Verwundeten gesehen hatte, wurde ich von Doktor Augst in das Aertzezimmer gebeten, wo mich dieser im Kreise seiner Aerzte empfing und eine längere Ansprache hielt. Unser Kampf gegen den Kommunismus hatte ihm sehr gefallen. Er meinte, wir hätten dem deutschen Namen Ehre gemacht, und man könnte auf uns stolz sein. Mich selbst bezeichnete er als den „General von Großliebenthal.“

Die Betreuung und Verpflegung der Verwundeten kostete uns nichts. Einen Deutschen aus Borodino in Bessarabien, dem das Bein hatte abgenommen werden müssen, nahm ich später nach Großliebenthal und besorgte ihm ein künstliches. Er ging dann weiter nach Norden, wo er das Schusterhandwerk erlernte und heiratete.

Von meinen vielen Pferden bekam ich nur eines zurück, das ich einem Zigeuner im Dorfe abnahm. Wie ich nachher noch erfuhr, war meine Zimmereinrichtung von einem kommunistischen Hauptmann, Seitzew, mitgenommen worden. Jetzt befand er sich in Untersuchungshaft. Ich begab mich zum Untersuchungskommissär, einem Kolonel, nach Odessa und erzählte ihm alles ganz genau. Der Kolonel empörte sich über meine Forderung, mich mit Seitzew zusammenzubringen. Ich erklärte dem Kolonel, daß die Weißen unter solchen Umständen nicht mehr wert seien, als die Roten. Im Untersuchungsamt sagte ich den versammelten Offizieren meine Meinung. Sie mußten mir Recht geben, meine Worte hatten sie traurig gestimmt; die meisten von ihnen kannten mich aus der Zeit des Aufstandes.

Die Verwaltung der weißen Armee ließ Manches zu wünschen übrig. Eines Tages kam der Befehl, 2000 Kolonistensöhne auszuheben, um sie der weißen Armee anzugliedern. Wir waren bereit, jederzeit geschlossen gegen die Kommunisten vorzugehen. Dieser Eingriff aber in unsere Rechte behagte uns durchaus nicht. Warum mußte denn alles immer auf unserem Kopfe ausgetragen werden, wo doch vor allem die Russendörfer hätten herangezogen werden müssen! Ich fuhr zu General Schell, dem militärischen Sonderbeauftragten für die deutschen Kolonisten, der vom Komitee der deutschen Schwarzmeergebiete ernannt worden war, und sprach mich mit ihm aus. Er wollte nur Freiwillige haben und hatte nur den Mobilitätsbefehl erlassen, weil er wußte, daß sich einzelne nicht melden würden, wir aber als Ganzes vorzugehen bereit waren. Während meines Zusammenseins mit General Schell setzte ich ihm auseinander, daß ich die Freiwilligenpolitik für vollkommen verfehlt halte und sagte ihm unsere Unterstützung bei einer allgemeinen Rekrutierungsaushebung zu. Wir stellten sogleich nach meiner Rückkehr in Großliebenthal eine Rekrutierungskommission zusammen, deren Vorsitz ich übernahm. Deutsche sowie Russen mußten sich unseren Anordnungen fügen. Jeder wurde seiner Eignung gemäß zugeteilt.

Unsere Burschen waren noch nicht lange in Odessa, als ich erfuhr, daß sie der Leitung ehemaliger kommunistischer Offiziere anvertraut worden waren und in den Gefängnissen als Vollstrecker der Todesurteile verwendet wurden. Ich war darüber nicht wenig aufgebracht. Denn nach dem Stand der Dinge mußten wir damit rechnen, daß die Kommunisten auch mal wieder unser Gebiet besetzen könnten. Dann waren wir geliefert. Auch gefiel es mir nicht, daß man deutsche Burschen als Henker verwendete. Ich fuhr sogleich zu General Schell und verlangte die Abstellung dieses Mißbrauches, indem ich ihn veranlaßte, mit mir gemeinsam zum Kommandanten des weißen Korps, General Schilling zu fahren. Die Unseren wurden in Zukunft nicht mehr beim Gefängnis verwendet und bekamen andere Offiziere. General Schell versuchte mich zu überreden, in Odessa zu bleiben. Das war nicht möglich, weil ich mein Gebiet nicht verlassen konnte. Die weiße Armee war von den Kommunisten planmäßig

verwässert worden. Die Requirierungen von Pferden und Wagen nahmen bei ihnen kein Ende und schaden ihrem Ansehen ungemein. Fast täglich mußte ich nach Odessa fahren, um die Enteignungen in unseren Dörfern rückgängig zu machen.

Eines Tages im Oktober 1919, wurden der Amtsrichter des Großliebenthaler Bezirks, mein Onkel Lauer, und ich nach Odessa zum englischen Stab gerufen, wo uns die Frage vorgelegt wurde, ob wir nicht bereit wären, um Odessa einen Freistaat zu gründen, der vom Dnjester bis zum Bug und vom Schwarzen Meer bis zur Station Birsula reichen und unter englischer Schutzherrschaft stehen sollte. Ich fragte die Herren, was wir bei einem erneuten Vordringen der Roten machen und ob wir mit unseren Familien ins Schwarze Meer gehen sollten. Sie versprachen uns gegebenenfalls auf ihre Schiffe nehmen zu wollen. Ich sagte ihnen jedoch frei heraus, daß unsere Leute zu den Engländern kein Vertrauen hätten, da sie bald die Weißen, bald die Roten unterstützen würden. Mein Onkel war über meine freie Rede sehr erschreckt und versuchte mich durch verschiedene Zeichen zum Schweigen zu bringen. Jedoch hatte meine Aufrichtigkeit den Herren offenbar gefallen, denn man hielt mich nach der gemeinsamen Ausprache noch alleine zurück und versuchte mit mir wieder zu verhandeln. Ich hielt die Miteinbeziehung der im Gebiete wohnenden Russen für unerlässlich, jedoch hatte der Stab zu diesen kein Vertrauen. Ich machte ihnen keinerlei Zusagen und schloß mich der vorher geäußerten Meinung meines Onkels, daß die letzte Entscheidung beim Verbands der Schwarzmeerdeutschen liege, an. Am nächsten Tage sollte ich noch einmal, zusammen mit den Herren des Verbandes, vorsprechen. Im Verbandsgebäude traf ich meinen Onkel, der mich schon verhaftet geglaubt hatte. Am nächsten Tage wurde im englischen Stabe beschlossen, daß dem leitenden Komitee der Schwarzmeerdeutschen 2 weiße Generäle und ein höherer englischer Offizier beigegeben würden, die die strategische Leitung im Kampfe gegen die Roten innehaben sollten.

Der nächste Tag brachte eine Verhandlung des Komitees, bei welcher zwei mit unserer Führung betraute Herren, ein Kiever Fürst und sein Adjutant General Berg, teilnahmen. Um das Vertrauen unserer Leute nicht zu erschüttern, verlangte ich strenge äußerliche Unterscheidung der Deutschen von den Weißen, die sich in einer besonderen grünen Fahne und einem Abzeichen am Arme ausdrücken sollte. Unsere Offiziere, die keine Achselstücke tragen sollten, wollten wir uns selbst wählen. General Berg empörte sich über die fehlenden Achselstücke dermaßen, daß er wahrscheinlich die Versammlung verlassen hätte, wenn sich nicht der Fürst und General Schell ins Mittel gelegt hätten. Die beiden letzteren heilten unsere Forderungen für durchaus begründet. So wurde beschlossen, für die Kolonistenarmee zu werben. Ich fuhr sogleich auf die deutschen Dörfer Lustdorf, Josephthal und Marienthal. In Lustdorf wollten die Leute nicht mehr viel von unseren Gedankengängen wissen und verhielten sich ablehnend; die einzigen Dörfer, die mitmachten, waren Großliebenthal, Neuburg und Alexanderhilf. Die ganze Sache verlief somit im Sande.

Die Kampfeslust der Weißen war nicht groß. Ihre Offiziere behaupteten, die Landbesitzer, die Bauern müßten kämpfen. So kam es, daß die Roten, als sie wieder auf Odessa marschierten, nur den Widerstand der Deutschen von Rastatt und der umliegenden Kolonien zu brechen hatten. Da die Rastatter ihren Maschinengewehrschützen, der den Roten großen Schaden beigebracht hatte, nicht herausgaben, plünderten und brandschatzte Gatowski, den wir schon kennen, das Dorf. Etwa 300 Rote nahmen, trotzdem sich in der Stadt 70.000 einregistrierte Offiziere befanden, wie General Dragomirov in einer Versammlung selbst zugab, Odessa ein.

Ein Teil der Weißen hatte sich nach Ovidiopol zurückgezogen und versuchte von dort nach Rumänien zu entkommen. Die Roten näherten sich wieder unseren Dörfern und so blieb uns nur noch ein Ausweg: die Flucht. Ich hatte mir bei den Propagandafahrten eine schwere Grippe zugezogen und mußte das Bett hüten. Den Bemühungen meines Arztes war es gelungen, mich auf die Beine zu bringen. So fuhr ich mit meiner Familie, meiner Tante und Kusine Lauer und Doktor Flemmer auf einen von meinen Trabern gezogenen Federwagen Ovidiopol zu, um nach Rumänien zu gelangen. Es war nämlich etwas 90 Kolonisten, die sich im Kampf gegen den Kommunismus hervorgetan hatten und die deswegen Gefahr liefen, von den Bolschewiken erschossen zu werden, die Einreise nach Rumänien bewilligt worden. Wir befanden uns schon auf dem Eise des Dnjesterlimans, als eine aus unbekanntem Gründen abgeschossene Kanonenkugel etwa drei Meter vor unseren Pferden einschlug und uns, die wir in voller Fahrt waren, mit sich in die Tiefe riß. Ich konnte bemerken, daß das rechte Pferd tot war, das linke arbeitete sich schwimmend empor und kletterte mit den Vorderfüßen auf die nicht zertrümmerte Eisschicht. Dadurch bekam der Federwagen Halt und schwamm im Wasser, denn bei der Tiefe wäre er andernfalls unweigerlich untergegangen. Ich befand mich bis zur Brust im Wasser, und trotzdem ich mit dem rechten Fuß in den Speichen eines Rades hängen geblieben war, konnte ich noch Frau und Kind mit den Armen über Wasser halten. Meine Kusine Lauer war dem Ertrinken nahe. Als sie sich zum zweiten Male an die Wasserfläche emporgearbeitet hatte, hielt sie sich an mir fest. Meine Tante und Doktor Flemmer hielten sich dadurch über Wasser, daß sie sich an kleineren Eisschollen festklammerten. Die Kadetten der Odessaer Schule retteten uns alle, indem sie einen nach dem anderen mit Stricken aus dem Wasser zogen. Unser Pferd hat uns gerettet; es war jedoch auch verwundet worden und etwa die halbe Brustseite fehlte ihm. Ich bat einen Offizier, es zu erschießen. Wir waren glücklich gerettet, mein ganzes mitgenommene Vermögen aber blieb den Fluten des Dnjesters überlassen. Die Flucht war mißlungen. Wir mußten umkehren. Ich selbst mußte mich in Neuburg versteckt halten. Eine Woche später übersiedelte ich in ein Großliebenthaler Versteck. Viele von unseren Leuten wurden von der Tscheka verfolgt. Auf mich hatte man es dabei besonders abgesehen, weil man meinen Einfluß im Gebiet und meine Beliebtheit kannte. Meine Frau und Tochter hielten sich auch versteckt, da befürchtet werden mußte, sie könnten als Geiseln verschleppt werden, wie das in jener Zeit oft genug geschah.

Die Tschekisten waren mir oftmals auf der Spur. Sie liefen mitunter so dicht an mir vorbei, daß ich annehmen mußte, sie hätten mich gesehen. Waren sie mit Blindheit geschlagen, oder fürchteten sie sich, mich gefangen zu nehmen? Ich hätte mein Leben auch bestimmt teuer verkauft, denn zwei geladene Revolver trug ich stets bei mir.

Eines Tages kam ein größerer Trupp roter Soldaten zu Fuß und zu Pferde mit Kanonen an und besetzte Großliebenthal. Die Häuser wurden durchsucht, jedoch entgingen wir alle der Gefangennahme.

Da man mich nicht fand, nahmen die roten meine Magd, Cäcilie Wiesner, gefangen, die aus Borodino in Bessarabien stammte und mir schon 10 Jahre lang treu gedient hatte. Man nahm an, daß sie wußte, wo ich mich mit meiner Familie aufhielt und sollte unser Versteck verraten. Sie wurde an die Wand gestellt und ihr mit erschießen gedroht, wenn sie nicht gestehen würde.

Cäcilie hingegen behauptete nichts zu wissen und ließ sich Mutter Heberle und anderen Frauen nach Odessa schleppen. In der Tscheka wurde sie täglich an die Wand

gestellt und mit geladenem Gewehr auf sie gezielt. Die treue Seele aber sagte nur, man könne sie erschießen, sie wisse von nichts.

Wir sowie meiner Frau und Tochter lastete der Gedanke, daß Cäcilie für uns leiden müsse und vielleicht noch erschossen werden könnte, schwer auf der Seele. Zehn Tage später schickte ich deshalb einer unserer Landsleute nach Odessa, der der unserem Großliebenthaler Juden, Wischniowski, und seiner Frau Sura, von denen ich wußte, daß sie geheime Mitarbeiter der Tscheka seien, folgendes Ultimatum stellen mußte: Wenn Cäcilie binnen 24 Stunden nicht frei sein würde, befände sich das Ehepaar Wischniowski in Lebensgefahr. Ich wisse, daß beide in der Tscheka arbeiten und werde Wort halten.

Frau Wischniowski beteuerte meinem Abgesandten, da sie nicht zur Tscheka gehöre. Dieser hielt jedoch seine Mission für beendet und fuhr nach Hause. Bald darauf war unsere Cäcilie frei. Frau Wischniowski hatte ihr noch geraten, sie möge nicht mehr auf dem Hof meiner Schwiegermutter zurückkehren. Sie tat es aber doch pflegte meine Schwiegermutter bis zu ihrem Tode, noch sechs Jahre. Cäcilie teilte uns den Tod meiner Schwiegermutter mit, deren sehnlicher Wunsch es war, uns noch einmal zu sehen.

Meine Arbeiter, von denen ich 18 Mann in meiner Wirtschaft, der Mühle und der elektrischen Station, die ich für Großliebenthal eingerichtet hatte, beschäftigte, hatten restloses Vertrauen zu mir.

Nach der Durchsuchung von Großliebenthal war ich des Nachts nach Neuburg gebracht worden. Ein biederes altes Ehepaar hielt mich versteckt. Es war rührend zu sehen, wie die beiden Leute für mich sorgten und Gottes Hilfe im Gebet für mich erflehten. Schon am nächsten Morgen befand ich mich wieder in Gefahr, gefangengenommen zu werden, denn Neuburg war von Tschekisten umstellt worden. Ein Entrinnen war so gut wie ausgeschlossen. Und trotzdem mußte ich das Dorf verlassen, weil kein Versteck mir Sicherheit bieten konnte. Ein junger Bursche erklärte sich bereit, mich aus dem Dorfe fortzuschaffen. Trotzdem ich ihn auf die Gefahr, der er sich dadurch aussetzte, aufmerksam machte, ließ er sich dennoch nicht von seinem Vorhaben abbringen. Er wollte mich unter allen Umständen retten. Ich bekam einen Leidensgenossen in einem Neuburger Landsmann, der, da er sich schon mehrfach im Kampf gegen den Bolschewismus hervorgetan hatte, gleichfalls von den Roten verfolgt wurde. Ich gab ihm einen meiner geladenen Revolver und bedeutete ihm, daß wir uns, sobald wir in Gefahr wären, auf Leben und Tod zu verteidigen hätten. Die letzte Kugel sollte jeder für sich selbst aufsparen. Als wir das Dorf verlassen hatten, kreuzte eine aus zwei Reitern bestehende Patrouille, etwa 500 Meter vor uns, den Weg. Wir waren entschlossen, die Reiter an den Wagen herankommen zu lassen, sie zu erschießen und mit ihren Pferden davonzujagen. Sie schenkten uns keine Beachtung und verschwanden im nahen Wald. Von vorne kamen Fuhren, und wir konnten damit rechnen, ungesehen unseren Wagen zu verlassen; auch konnte unser Fuhrmann, ohne besonders aufzufallen, hinter diesen Fuhren wieder nach Hause fahren. So ließen wir uns denn im gegebenen Augenblick von unserem Wagen fallen und verschwanden in der grünen Saat. Um nicht gesehen zu werden, mußten wir zunächst etwa einen Kilometer kriechend zurücklegen; dann befanden wir uns in einem Tal und begaben uns zu meinem Onkel, der gerade auf dem Felde Heu mähte. Er versteckte uns in je einem Heuhaufen. So erwarteten wir den Abend. Mein Landsmann begab sich im Schutze der Dunkelheit nach Neuburg zurück, während ich in Alexanderhilf ein sicheres Versteck fand.

Dahin schickte General Wrangel seinen Vertrauensmann, einen gewissen Kornett Koch, der mich nach längerem Suchen gefunden hatte. Auf dem Felde bei Alexanderhilf trafen wir uns. Koch erkundigte sich, wie die Stimmung in der Odessaer Gegend sei, und ob man eine Truppenlandung wagen dürfe. Nach einer längeren Aussprache unterrichtete ich Koch dahingehend, daß die Bevölkerung Hilfe erwartet und eine Landung weißer Truppen dringend wünscht. Ich riet ihm, nicht gemischtes Volk, sondern nur deutsche Kolonisten, deren sich viele bei Wrangel befanden, zu schicken. Wir konnten nur noch ihnen trauen und waren mit 500 Mann zufrieden, die mit Sattelzeug und Munition bei Gribovka, zehn Kilometer von Großliebenthal entfernt, am Schwarzmeerstrand, landen sollten. Die Pferde wollten wir geben. Es sollten nämlich in einem Tage Odessa und Umgebung, bis Bilajevka am Dnjester, eingenommen werden. Vom Erfolge unseres Unternehmens waren wir überzeugt. Mit Kornett Koch wurde der Zeitpunkt der Landung für eine Woche später festgesetzt; es war dies Ende Juli 1920. In der Nacht vor der Landung, von einem Dienstag auf Mittwoch, sollte Koch nach Großliebenthal kommen und uns genau über die notwendigen Pferde und Fuhren für Munition, die bei Gribovka benötigt würden, berichten. Auch sollten in Vorbereitung der Landung die Telephondrähte vernichtet werden. Die ganze Woche über wurde fieberhaft gearbeitet; in einem Wagen, unterm Heu versteckt, war ich tags zuvor nach Großliebenthal gebracht worden.

Koch kam nicht zur bestimmten Zeit. Wir waren verzweifelt und konnten uns sein Ausbleiben nicht erklären. Alles stand zum Empfang der zu landenden Truppen bereit. Schon am Mittwoch hatte ich Kundschafter nach dem Schwarzen Meer hin ausgeschickt, die nach Koch suchen sollte; jedoch war alles vergeblich.

In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag zogen sich die Kommunisten von Karolina=Bugaz und Schwarzmeerstrand in Richtung Odessa zurück. Sie mußten irgend eine Gefahr wittern. Das Rätsel löste sich bald: Meine Kundschafter berichteten in der Frühe des Donnerstag von drei Schiffen, die mit russischen, offenbar nicht kommunistischen Soldaten besetzt waren und bei Karolina=Bugaz Anker geworfen hatten. Sogleich sollte mit der Besatzung Fühlung genommen werden. Leider konnte dies nicht geschehen, weil der Aufenthalt der Schiffe nur wenige Stunden gedauert hatte und Großliebenthal von Karolina=Bugaz immerhin 27 Kilometer entfernt liegt.

Wir mußten annehmen, daß Kornett Koch ein Unglück zugestoßen sei und die Landung dadurch vereitelt worden war.

Etwa zwei Wochen später erfuhr ich, daß General Breda mit 12.000 Mann die Besatzung der ankernden Schiffe gebildet hatte. Er war aus Polen, wo er eine Armee zum Kampf gegen die Roten gesammelt hatte, zu General Wrangel gerufen worden und befand sich mit seinen Schiffen auf dem Weg nach Sevastopol (Krim). General Breda hatte natürlich von unserer Verabredung mit Koch keine Ahnung. Dieser Zufall hätte zum Gelingen unseres Vorhabens wesentlich beigetragen.

Das Schicksal hat es aber jedenfalls anders mit uns gewollt: Die Franzosen wollten Odessa nicht angehen und hatten General Wrangel bestimmt, etwaige Aktionen nur von der Krim aus zu unternehmen. Das war verfehlt. Der beste Beweis für die Tatsache einer Unterlassungssünde war dann der Mißerfolg General Wrangels. Odessa wäre mit unserer Hilfe leicht zu nehmen gewesen und die Front hätte sich sehr zu Ungunsten der Roten erweitert, wir hätten den Feind in die Zange nehmen können.

Das Mißlingen dieses letzten Befreiungsversuches vom Joche der roten Bedrücker hatte auf mein weiteres Schicksal einen entscheidenden Einfluß. Meines Bleibens in der Heimat war nicht länger: die Roten hatten auf meinen Kopf eine Prämie von 4,000.000 (vier Mikktionen) Rbl. gesetzt und meine Leute mußten befürchten, daß sich ein Verräter finden würde. Sechzehn Lustdorfer Deutsche, die in der Tscheka saßen, wurden befreit, und zwar nur unter der Bedingung, daß sie mich auffinden sollten. Trotzdem die Leute dieses für unmöglich hielten, wurden sie dennoch freigelassen, man versprach ihnen nochmals ausdrücklich die festgesetzte Prämie und wollte sie niemals mehr festsetzen, auch würden sie nicht als Gegner des Kommunismus angesehen werden. Einzelne von ihnen, deren man habhaft werden konnte, wurden jedoch wieder verhaftet. Indem ich mich mit der Hoffnung auf bessere Zeiten, wo ich wieder nützlich sein könnte, vertröstete, entschloß ich mich zum zweiten Male zur Flucht.

Meine Frau war schon vorher zusammen mit meinem Kinde in das am Dnjester gelegene deutsche Dorf Selz gebracht worden. Dahin fuhr ich nach. Mein Fuhrmann hatte sich in seiner Treuherzigkeit sonntäglich angezogen und trug so dazu bei, daß wir auffielen. Kurz vor dem oben genannten Dorfe wechselte ich daher auf einen Bauernwagen hinüber. Der Deutsche erklärte mir, er könne mich nicht fahren, bevor er nicht wisse, wer ich sei. Nachdem ich ihm meinen Namen genannt hatte, versprach er, für mich durchs Feuer zu gehen, er brachte mich auf Feldwegen, die von niemand sonst befahren wurden, bis an das Dorf. Dort stieg ich ab und verbarg mich im Rohr. Die Fahrt bis zum Dnjester war keinesfalls ungefährlich gewesen. Das Dorf war von Tschekisten vollgepfropft, und eine Viertelstunde vor unserer Ankunft hatten sie unseren Weg gekreuzt.

So warteten wir eine günstige Gelegenheit ab und setzten, etwa eine Woche später, bei Nacht über den Dnjester. Wir kamen glücklich nach Rasajetz und wurden von dort nach Schabo gebracht, wo ich Verwandte habe. Die Bewohner von Schabo haben an mir und meiner Familie so viel getan, daß ich ihnen das niemals vergessen werde. Der Zeitpunkt unserer gelungenen Flucht war der August des Jahres 1920.

- Fortsetzung folgt irgendwann, versprochen -

(*1) <https://maps.arcanum.com/de/geoname/ukraine/vygoda-688766/>

(*2) <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/weimarer-republik/revolution-191819/arbeiter-und-soldatenraete.html>

(*3) heutzutage würde man dieses Wort als „Antisemit“ bezeichnen.

(*4) <https://www.grin.com/document/104731>

(*5) Nagan = Der Nagant M1895 ist ein in Belgien von Henri-Léon Nagant entwickelter siebenschüssiger Revolver, der besonders im russischen Zarenreich und später in der ...

(*6) Juden! Holla die Waldfee

https://www.bessarabia.altervista.org/deu/5_ethnien/juden/1.0_bessarabische_juden.html

(*7) <https://www.deutsches-spionagemuseum.de/2021/12/20/sowjetische-ur-geheimpolizei-am-20-dezember-1917-wurde-die-tscheka-gegruendet>